

Bei Ausgrabungen in Ninive wurde eine Tontafel aus der Bibliothek des assyrischen Großkönigs Assurbanipal gefunden, die in Keilschrift vom Himmelsflug des sumerischen Königs Etam im Jahre 3200 vor Christus berichtet. Es heißt in dem Text: „Er flog so hoch empor, daß ihm die Länder und Meere nicht größer erschienen als wie ein Laib Brot.“

Somit muß jener frühgeschichtliche Herrscher bei seinem sagenhaften Aufstieg sehr weit von der Erde entfernt gewesen sein, so weit, daß er sie aus kosmischer Entfernung erblickte. Er sah sie so, wie künftige Raumfahrer den Erdball erschauen werden: als eine runde, gewölbte Scheibe, in der sich die Kontinente und Ozeane schimmernd abzeichnen — „nicht größer als ein Laib Brot.“

Das war vor mehr als fünftausend Jahren. Schon damals träumte der Mensch davon, in den Himmel aufzusteigen, um die Geheimnisse seiner Unendlichkeit zu erforschen. Bei den Sumerern, Babyloniern, Assyrern und Ägyptern war die Astronomie als Wissenschaft selbst für moderne Begriffe erstaunlich hoch entwickelt. Die Ägypter glaubten an die Bewohnbarkeit des Mondes und der Planeten. Für sie waren die Gestirne nicht nur himmlische Ornamente, sondern auch andere Welten. Auch in altindischen Schriften um die Zeit 1500 vor Christus findet sich diese Vorstellung. Die Schriften enthalten Anleitungen für Yogis zum Besuch der Gestirne: es

wird ihnen erläutert, wie sie sich in Trance zu versetzen hätten, damit ihre Seele sich vom Körper löse und in den Welt-  
raum aufsteige. In einer altchinesischen Überlieferung wieder-  
um wird erzählt, der Mandarin Wan-Hu habe an seinem  
Thronessel siebenundvierzig Raketen befestigt, die er gleich-  
zeitig entzünden ließ. Als der Explosionsrauch sich verzog,  
sei weder vom Mandarin noch vom Thronessel mehr etwas  
zu sehen gewesen.

Die Menschen der frühen Hochkulturen blickten in wißbe-  
gieriger Sehnsucht zum Weltall empor. Mythische Phantasie  
und wissenschaftliche Neugier schufen zwischen Erde und  
Kosmos ein geheimnisvolles Wechselspiel. Nach einer uralten  
mexikanischen Sage soll das Volk der Mayas den Besuch eines  
Gottes aus dem Sternenraum erhalten haben, und auch der  
Begründer der peruanischen Inka-Dynastie kam, wie die Le-  
gende berichtet, mit seiner Frau vom Himmel hernieder. Vom  
japanischen Gott Suzano hieß es, er habe, ehe er in mensch-  
licher Gestalt die Erde betrat, auf dem Mond gewohnt. Die  
Mythologien und Religionen fast aller Völker — selbst der  
Ēskimos — künden von Göttern und Halbgöttern, die vom  
Himmel niederstiegen, und nicht selten ist ihr Erscheinen von  
Feuer und Donner begleitet. Der von Flammenrossen gezo-  
gene Donnerwagen spielt auch in der Bibel eine Rolle, man  
denke an den Propheten Elias, der auf einem solchen Gefährt  
gen Himmel fuhr.

In der mittelalterlichen Vorstellungswelt verblaßt das ah-  
nungsvolle Wissen um den Kosmos als befahrbaren Raum.  
Erst Kepler, der die kopernikanischen Kreisbewegungen der  
Planeten um die Sonne durch Ellipsen ersetzt und damit New-  
ton anregt, die allgemeine Massenanziehung zum Gesetz des  
Universums zu erheben, wodurch die moderne Himmelsmecha-  
nik ihre Grundlagen erhielt — erst Kepler versetzt sich in  
seinem „Somnium“ 1634 mit Hilfe „magischer Mittel“ auf  
Nachbargestirne. Um die gleiche Zeit erscheinen die phanta-  
stischen „Hundert Erzählungen von der Reise zum Mond“,  
und 1659 veröffentlicht der Deutsche A. Kircher seine Fabel

vom „Fliegenden Wandersmann“, der im Himmel umhersegelt. Auch der englische Schriftsteller Goodwin greift das Thema auf: er läßt einen Abenteurer namens Gonzales von Vögeln zum Monde tragen. Eine zeitgenössische Illustration zeigt Gonzales auf einer Art Trapez sitzend, das von einer keilförmig fliegenden Vogelschar an Seilen emporgeschleppt wird. Der Mond steht als verschleierte Sichel am Himmel, tief unten verdämmt die Meeresküste, und Gonzales schaut, den hohen Hut im Genick, sinnend über die zurückbleibende Welt.

Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gewinnt, angeregt durch den Fortschritt der Technik, die Idee der Weltraumfahrt ihre neuzeitlichere Gestalt. Allerdings lassen es die Propheten der Raumfahrt nicht an reicher Phantasie fehlen: sie schleudern ihre Raumschiffe mit Hilfe eines Vulkanausbruches in den Weltraum empor, bedienen sich der „Vibrationskraft des Äthers“ als Antriebsmittel, „erfinden“ eine Materie, die die Erdanziehung aufhebt, schlagen vor, die Zentrifugalkraft, den Lichtdruck oder gar die Telepathie als Antriebskraft zu verwenden, und sie warten auch mit Konstruktionsplänen auf, die ihre „Raumschiffe“ mit technischen Einzelheiten zeigen. So versehen die Franzosen Faures und Graffigny ihr 1889 entworfenes „Mondgeschloß“ mit einer kompletten Salongarnitur — selbst der Kronleuchter fehlt nicht.

Die ernste Wissenschaft beobachtet das Treiben mit Verachtung. So bleibt die Idee der Raumfahrt den Utopisten und Literaten überlassen. Doch unter ihnen gibt es einen genialen Propheten: Jules Verne. Sein Buch „Von der Erde zum Mond“ eilt der technischen Entwicklung zwar weit voraus, aber in ihm steckt die Vorausahnung kommender realer Möglichkeiten. Jules Verne gleicht, wenn man so will, einem Wünschelrutengänger: er besitzt die Fähigkeit, die Zukunft vorauszusagen, ohne in absurde Phantastereien abzugleiten. Jules Verne ist in der Geschichte der Raumfahrt- und Raketenwissenschaft eine historische Gestalt: seine Utopien kommen nahe

an die künftige Wirklichkeit heran, es bedurfte nur eines kongenialen Physikers und Mathematikers, der die Utopie in wissenschaftliche Theorie verwandelt.

Das Buch des französischen Zukunftsschriftstellers über den Flug eines bemannten Raumschiffes zum Mond wurde von Hunderttausenden gelesen. Es faszinierte auch einen zwölfjährigen Gymnasiasten im siebenbürgischen Städtchen Schäßburg. Der Junge hieß Hermann Oberth. Er wurde am 25. Juni 1894 geboren. Sein Vater war Arzt, und auch er sollte Arzt werden. Aber nachdem er Jules Verne gelesen und entdeckt hatte, daß dessen Mondgeschoß unrealisierbar war, weil seine Idee gewisse physikalische Gesetze außer acht ließ, begann er zu rechnen und zu grübeln. Das Problem der Raumfahrt ließ ihn nicht mehr los, es wurde das Problem seines Lebens. Er wollte es lösen und den Weg finden, der den Menschen ins Weltall führt.

Er hat ihn gefunden.

Aus dem hageren, dunkelhaarigen Gymnasiasten von einst ist der ergraute von der ganzen Welt anerkannte „Wegbereiter der Weltraumfahrt“ geworden. Sein Name steht auf der Ehrentafel der Raumfahrtpioniere obenan, denn seinem Ideenreichtum verdankt die moderne astronautische Planung und Raketenwissenschaft entscheidende Impulse. Gestern noch belächelt und bekämpft, sind seine genialen Ideen heute eines der wichtigsten Fundamente, auf denen sich die astronautische Wissenschaft aufbaut. Wie so oft in der Geschichte, ist auch hier das Genie dem Begriffsvermögen seiner Mitwelt weit vorausgeeilt.

Welch ein Leben der totalen Hingabe an eine großartige, kühne Idee! Welch ein Triumph schließlich nach unzähligen Enttäuschungen, Mißerfolgen und bitteren Erfahrungen! Der Weg war lang und mühsam. Aber er hat sich gelohnt. Das Ziel ist nahe.

„Raumfahrt wird über uns kommen wie Sturmflut und Tod. Auf die Entwicklung von Landverkehr, Seefahrt und Luftfahrt folgt mit naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit nun die

Raumfahrt, so wie auf Pulver und Dynamit die Atombombe folgte.“

Diese Worte schrieb der bekannte deutsche Raketenforscher Dr. Eugen Sänger, und er war es auch, der in einem Brief an Hermann Oberth von dem Los des Genies sprach, von seiner Zeit nicht voll gewürdigt zu werden: „Eine Ehrminderung ist dies ja auch nicht für das Genie selber, sondern für den verantwortlichen Teil der Gesellschaftsführung, der seine geistige Trägheit und seine schlechte Kultur damit dokumentiert, daß er sich auch in den eklatantesten Fällen von der Geschichte korrigieren und belächeln läßt. Diese Geschichte wird Sie zu den ganz wenigen großen Männern dieses Jahrhunderts rechnen, die ihm selbst Impuls und Richtung gaben. Es wird in Ihrem Falle nur eines recht kurzen Zeitraumes bedürfen, um diese Wertstellung der Menschheit einzuprägen.“